

Böhlau, Wien, Köln, Weimar 2011, 478 S., ISBN 978-3-205-78601-6.

Otto Bauer. Was bleibt, ist sein Werk, die scharfsinnige Analyse der Gesellschaft seiner Zeit, der Intellektuelle als Person, ein Kraftwerk intellektueller Energien, die den provinziellen Horizont der meisten österreichischen Politiker weit überstiegen. Aus meiner Sicht – der größte Politiker-Intellektuelle in Österreich im 20. Jahrhundert. (S. 12)

Mit dieser Verneigung vor einem der führenden Sozialdemokraten der Habsburgermonarchie und wichtigen Politiker der ersten österreichischen Republik drückt Ernst Hanisch in der Einleitung seine Faszination für Otto Bauer aus, die ihn zu seiner Biografie motivierte. Abgesehen von einigen neueren Sammelbänden liegt zum ersten Mal eine wissenschaftliche Biografie zu Otto Bauer vor.

Bauer gehört zu den großen sozialdemokratischen Intellektuellen. Als Sohn eines Textilfabrikanten in Reichenberg und Meran aufgewachsen, studierte er Nationalökonomie und Rechtswissenschaften in Wien. Er diente im Ersten Weltkrieg und erlebte in Kriegsgefangenschaft in Russland die Revolution von 1917 mit. Einerseits politischer Vermittler, schärfte er noch in der Habsburgermonarchie das Konzept des Austromarxismus und suchte nach Lösungsmodellen für den Nationalitätenkonflikt. Andererseits politischer Polarisierer, vertiefte er mit einem subtilen Deutschnationalismus nationale Trennlinien innerhalb der österreichischen Sozialdemokratie, durch parteipolitisches Taktieren nach 1918 auch politische Trennlinien in der demokratischen Parteienlandschaft insgesamt. In der ersten österreichischen Republik zunächst Staatssekretär im Außenministerium, war er bald der international und national omnipräsente Oppositionspolitiker der Sozialdemokraten. Seit 1934 im Exil zunächst in Prag und Brunn, verstarb Bauer 1938 in Paris.

Hanisch zeichnet die privaten und politischen Lebensstationen Bauers mit neuem Quellenmaterial gekonnt und gut lesbar nach. Dabei postuliert er für Bauer eine Hierarchie von sich überlagernden Identitätsschichten:

An erster Stelle stand sein Selbstverständnis als internationaler Sozialdemokrat, der sich jedoch national als Deutscher in Österreich begriff. Erst an dritter Stelle stand seine jüdische Identität. (S. 56)

Diese Fluchtpunkte von Bauers Identität – Sozialismus, Deutschnationalismus und Judentum – sind zugleich die Bezugspunkte von Hanischs Hauptthesen.

Die Darstellung von Bauers erster, sozialdemokratischer „Identität“ macht den größten Teil des Buches aus. Für die gemeinsam mit Karl Renner erarbeiteten theoretischen Grundlagen des Austromarxismus und später des sogenannten Integralen Sozialismus genoss Bauer unter den Zeitgenossen internationale Anerkennung. Die Konfrontation mit dem Nationalitätenproblem in der Habsburgermonarchie inspi-

rierte die Sozialdemokratie und insbesondere Bauer zu innovativen Konzepten. Dazu gehörte die Idee der Personalautonomie, d.h. von einer kulturellen Autonomie national-ethnisch definierter personeller Verbände, die sich jenseits des im Nationalitätenstreit üblichen territorialen Denkens bewegte. Solche Ideen sind nicht nur historisch faszinierend, sondern haben bis in die Gegenwart immer wieder eine politikwissenschaftliche Renaissance erlebt – zuletzt in den multiethnischen bzw. multinationalen Gesellschaften Kanadas oder Belgiens in der Debatte um „non-territorial autonomy“. Diese internationale Dimension von Bauers Denken bleibt in Hanischs Buch blass und scheint allenfalls in wenigen Zeilen auf (S. 97, 181). Das liegt zu einem großen Teil an seiner These, Bauers Sozialismus sei eine Illusion gewesen, die Hanisch als Ausdruck der persönlichen Sehnsucht nach kollektiven Bindungen deutet (S. 107). Dabei habe der Glaube an den Sozialismus durch den Glauben an die Wissenschaft, im Fall des Austromarxismus insbesondere durch eine Verwissenschaftlichung des Sozialen, den Charakter einer politischen Religion gewonnen. Dennoch sei es nach 1918 weder Bauer noch anderen Sozialdemokraten gelungen, aus diesem Glauben für die demokratische Republik eine „neue Sakralität“ oder einen „Transfer des Sakralen“ zu stiften (S. 144, 146).

Hier formuliert der Biograf einen allzu hohen Anspruch an seinen Protagonisten, an dem dieser zwangsläufig scheitern muss. Überhaupt sind aufgrund von Hanischs Perspektivierung das Denken und die Politik Bauers zum Scheitern prädestiniert. So habe schließlich der Zusammenbruch des Staatssozialismus nach 1989 das gesamte sozialistische Projekt rückwirkend desavouiert. Dieser Blickwinkel schärft das Gespür für Widersprüche zwischen theoretischem Denken und politischer Praxis, die Hanisch in der Person Bauers sehr konzipiell herausarbeitet. Er verhindert aber ein tieferes Verständnis für die politischen und sozialen Gründe, die zu Bauers Sozialismus führten und zu seiner Popularität beitrugen. Das Bemühen um soziale Gerechtigkeit etwa wird bei Hanisch allenfalls angedeutet.

Der zweite Erzählstrang betrifft Bauers „deutsche Sehnsucht“ (S. 45, 380). Wie aus vielen seiner Schriften deutlich wird, war Bauer von der Überlegenheit der deutschen Kultur überzeugt. Wie viele andere Politiker unterstützte er im Jahr 1919 deshalb den Anschluss an Deutschland als – nach einer Donauföderation, die er politisch für unwahrscheinlich hielt – zweitbeste Möglichkeit einer räumlichen Neuordnung für Deutsch-Österreich (S. 160). Zur damaligen Zeit schienen dafür gute Gründe zu sprechen. Kleinräumigkeit wurde mit fehlender politischer Lebensfähigkeit gleichgesetzt. Die Neukonstruktion eines Nationsentwurfs nach dem Reichszerfall schien vielen auf der Grundlage deutschösterreichischer Sprach- und Kulturverwandtschaft möglich. Zudem hegten die Sozialdemokraten die Hoffnung, dass der Anschluss die Chancen auf eine proletarische Revolution erhöhen würde. Hanisch pointiert diese zeitgenössische Stimmungslage: „alle dachten in einem gesamtdeutschen Zusammenhang, alle waren für den Anschluss an Deutschland“ (S. 188). Gleichzeitig spielt er mit einer Parallelisierung von 1918 und 1938. Dass Bauer im Jahr 1918 den Anschluss in einer Rede selbst an ein „reaktionäres“ Deutschland befürwortete, um die proletarische Revolution mit vereinten sozialistischen Kräften durchführen zu können, wird zum „Ansatz für Otto Bauers prinzipielle Zustimmung zum ‚Anschluss‘ von 1938“ skandalisiert (S. 178). Von 1938 und 1945 her

betrachtet, sei Bauers Anschlusspolitik dessen erster großer Fehler als Spitzenpolitiker gewesen (S. 160). Diese Parallelisierung irritiert – umso mehr, als Bauer den Anschlussgedanken 1933 aus dem Parteiprogramm streichen ließ (S. 289 f.). Auch ist es überzogen, die Forderung des Historikers Bauers, in den Schulen solle die deutschösterreichische Geschichte als ein Stück deutscher Geschichte erzählt werden, als Vorbereitung der Jugend für den nationalsozialistischen „Anschluss“ zu deuten (S. 209).

Bauers Judentum ist drittes durchgängiges Thema des Buches. Bauer entstammte einer assimilierten jüdischen Familie. Er blieb Mitglied der Israelitischen Kultusgemeinde, doch, so Hanisch, seine „jüdische Identität war keine religiöse. [...] Aber der Horizont zum Religiösen blieb offen“ (S. 52). Hanisch konstatiert in einer differenzierten Einleitung zum „Judesein im Zeitalter des politischen Antisemitismus“ die Vielfalt jüdischer Lebensweisen und Identitäten in der Habsburgermonarchie. Allerdings fehlen im Falle Bauers ausreichend private Quellen, um ganz deutlich werden zu lassen, wodurch sich das Jüdischsein Bauers auszeichnete. Dennoch oder vielleicht gerade deshalb stellt ihn Hanisch als „Prototyp des jüdischen marxistischen Intellektuellen“ (S. 137) dar. Hanisch zieht auf einleuchtende Weise Verbindungslinien zwischen Bauers „religiöser Offenheit“ und seiner politischen Toleranz. Anders als viele seiner sozialdemokratischen Mitstreiter lehnte Bauer Antiklerikalismus und antireligiöse Propaganda dezidiert ab. In einer Programmschrift von 1927 bemühte sich Bauer gegen parteiinterne Widerstände, auch das katholische Bauerntum für die Sozialdemokratie zu gewinnen (S. 225). Gegenüber diesen Einsichten fallen allerdings jene Passagen von Hanisch ab, in denen er recht pauschal auf die personellen Überschneidungen von Marxismus, Sozialdemokratie und „Intellektuellen jüdischer Herkunft“ zurückkommt (S. 69, 150 f., 206, 230). Die Bedeutung für die Biografie Bauers oder für das Verständnis der Sozialdemokratie bleibt offen. Was ist das Spezifische eines jüdischen Marxisten?

Am Ende der Lektüre steht zumindest teilweise die Dekonstruktion einer Faszination. Der große historische Protagonist Otto Bauer hat sich nicht immer als „heldenhaft“ erwiesen (S. 305). Sein sozialdemokratisches Gedankengebäude von internationaler Reichweite erscheint dem Biografen nach dem Zusammenbruch des Staatssozialismus als nahezu wertlos, Bauers Deutschnationalismus aus der Perspektive von 1938 und 1945 jedenfalls als skandalös. Die ursprüngliche Faszination tritt dem Leser nur da ungetrübt vor Augen, wo Hanisch die gesellschaftshistorischen Monografien Bauers vorstellt und deren Anschlussfähigkeit, wenn nicht Vorreiterrolle, für heutige geschichtswissenschaftliche Strömungen deutlich macht. So entsteht von Otto Bauer ein stark wertendes, facettenreiches und profundes Portrait, das dessen historische Bedeutung für die österreichische Politik würdigt, und mit ihm zugleich in einem imaginierten Dialog zwischen Biografen und Protagonisten verschiedentlich hadert. Die eingangs beschriebene Faszination für die Person Bauers trübt sich damit ein. Das eloquent und pointiert verfasste Buch bleibt dennoch eine faszinierende Lektüre.